November-Stimmung

Es fällt das Blatt, doch sieh den Zweig,
der schon von Knospen übersät,
und ahn den Frühling schon und schweig
vom Leben, das verwelkt und geht.

Denn Leben ist ein ew'ger Quell,
und auch in Schnee und Starre loht,
bald tief versteckt, bald glitzerhell,
der Liebe göttliches Gebot. *J.F. Lutz*

Fünfzig Dollar für ein neues Leben

30 Jahre ökumenische Kleinkredit-Organisation »Oikocredit«

Eine der negativen Auswirkungen moderner »Globalisierung« ist das Auseinanderdriften von armen und reichen Ländern. In den reichen Ländern nimmt der durchschnittliche Wohlstand zu, in den armen Ländern die Armut. Die Entwicklungsländer werden mit Konsumgütern überschwemmt, die sie sich aber meist nicht leisten können, weil ihnen eigene Erwerbs- und Absatzmöglichkeiten durch den harten internationalen Wettbewerb genommen werden. Vielfach scheitert die eigene Erwerbsmöglichkeit auch am fehlenden Betriebskapital. Diesem Dilemma hat sich vor 30 Jahren die ökumenische Entwicklungsgesellschaft »Oikocredit« zugewandt.

Damals galt die Idee noch als völlig verrückt, Frauen in Asien oder Afrika Geld zu leihen, damit sie Hühner züchten oder Feldfrüchte mit einem neuen Fahrrad zum Markt bringen könnten. Kleinkredite an die Armen seien zu riskant, meinten viele: »Ihr werdet euer Geld nie wiedersehen.« Am Ende waren selbst Kirchenvertreter vom weltweiten Erfolg ihrer Idee überrascht. Das Geschäft mit Klein- und Kleinstkrediten boomt inzwischen regelrecht. Die Vereinten Nationen haben aus diesem Anlass das Jahr 2005 zum »Jahr des Mikrokredits« erklärt.

1975 ist Oikocredit vom Weltkirchenrat gegründet worden. Die Rücklagen kirchlicher Organisationen sollten mit einem ethischen Anspruch, aber dennoch profitabel angelegt werden. Gerd von Maanen, Mitglied im Aufsichtsrat von Oikocredit, betont: »Wir brauchten ein Instrument für unsere Rücklagen, das der Bergpredigt näher steht als der Wall Street. Zuerst habe ich auch nicht geglaubt, dass Menschen in Afrika Darlehen zurückzahlen würden.«

Im Jahr ihres dreißigjährigen Bestehens hat die ökumenische Entwicklungsgesellschaft alle Erwartungen bei

weitem übertroffen. Oikocredit ist heute der weltgrößte private Geldgeber für Kleinkredite mit einem Darlehensvolumen von rund 200 Millionen Euro, das von 24 000 Mitgliedern und 37 Förderkreisen investiert wurde. Auf Einlagen werden höchstens 2 Prozent Zinsen gezahlt, damit die Kredite zu günstigen Konditionen weitergegeben werden können.

Was genau ein Mikrokredit ist, lässt sich nicht festlegen. In einigen Ländern sind es 50 oder 100 Dollar. Entscheidend ist, dass die Darlehen Menschen oder Gruppen gegeben werden, die bislang von Banken als nicht kreditfähig eingestuft wurden. »Wir gehen dahin, wo die Ärmsten sind, in die ländlichen Gebiete, in die Berge, auf die Inseln. Sie kommen niemals zu uns, weil sie zu schüchtern und allzu oft ohne Hoffnung sind. Wir begeben uns auf die Suche nach ihnen. Das ist es doch, worum es bei Entwicklungshilfe geht.«

Inzwischen ist die Mikrofinanzierung weltweit einer der am schnellsten wachsenden Bereiche des Kreditgeschäfts. So hat Oikocredit den Weg bereitet für Investitionen in die Armen und damit gegen die Armut, sagt Gerd von Maanen nicht ohne Stolz: »Früher sagten viele, Mikrokredite für 50 Dollar, 100 Dollar, das ist Unsinn, das kann man doch nicht seriös nehmen, das ist zu winzig. Und warum müssen die Menschen es überhaupt zurückzahlen? Diese Einstellung hat sich geändert.«

Inzwischen werden weltweit 200 Millionen Menschen mit Mikrokrediten versorgt. Aus einem Nischengeschäft, das von entwicklungspolitisch motivierten Organisationen begonnen wurde, ist inzwischen ein Milliardenmarkt mit hohem Renditepotenzial geworden, der auch immer mehr Banken zu interessieren beginnt. Die Deutsche Bank etwa will im Verbund mit einem Konsortium einen 50-Millionen-Dollar-Mikrofinanzfonds auflegen – zur Refinanzierung von Mikrokrediten.

»Beim Mikrokredit-Gipfel 1997 hatten wir uns zum Ziel gesetzt, bis zum Jahr 2005 hundert Millionen der ärmsten Familien mit Mikrokrediten zu versorgen. Niemand glaubte, dass wir auch nur einen Bruchteil davon erreichen würden, aber wir haben es geschafft», sagt Mohammed Yunus, der als Gründer der Grameen-Bank in Bangladesh den Grundstein für die weltweite Mikrofinanzbewegung gelegt hatte. Die Grameen-Bank leiht inzwischen sogar Geld an Bettler, um zu zeigen, dass selbst Bettler Kreativität haben, dass sie Menschen sind wie alle anderen auch.

Für Mohammed Yunus ist das UN-Jahr für Mikrokredite 2005 nicht nur die Krönung von dreißig Jahren erfolgreicher Arbeit. Es ist der Startpunkt für weitere überaus ehrgeizige Ziele im kommenden Jahrzehnt. »Ich wünsche uns allen bei Phase Zwei des Mikrokredits einen genauso großen Erfolg, wenn wir die Zahl der Armen dieser Welt bis 2015 halbieren wollen.«

Jutta Schwengsbier, in »Zeitzeichen«, Heft 10/2005

BIBELWORTE – NÄHER BETRACHTET

Wir sind geborgen im Leben und im Sterben

Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden; denn ihm leben sie alle. (Lukas-Evangelium 20,38)

Jetzt im November kehren alle jene Gedenktage wieder, die sich mit Tod und Sterben befassen – und die Natur unterstreicht dieses Nachdenken über unsere Endlichkeit mit ihrem Rückzug aus dem vollen Leben in die winterliche Ruhepause.

»Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden« heißt es schon im 90. Psalm. Worin besteht nun diese Klugheit? Ich denke, darin, dass wir uns immer wieder bewusst machen, dass unsere Zeit auf dieser Erde bemessen ist. Das bedeutet auch, dass wir ab und zu innehalten und uns fragen, ob wir auch das Leben führen, das wir führen *wollen*. Wie Vieles – auch das, was uns wichtig ist – schieben wir doch weg oder verschieben es auf später, weil der Alltag uns völlig gefangen nimmt? Und wie oft genügen wir nicht einmal unseren eigenen Ansprüchen, geschweige denn den höheren?

Ein anderer Aspekt jener Klugheit ist der unseres Umgangs mit Abschied und Trennung. Unser ganzes Leben ist davon bestimmt, dass wir uns trennen müssen: von Dingen, von Orten, von Menschen, schließlich von Lebensgewohnheiten. Wir sind klug geworden, wenn wir gelernt haben, uns nicht zu eng an etwas Irdisches zu binden – dann fiele uns auch der Abschied nicht so schwer. Aber wir sind Menschen mit Gefühlen, und da lässt sich nicht immer mit dem Verstand sagen, *wie* wir empfinden sollten. Und wenn wir beim Abschied von einem lieben Menschen Trauer fühlen, ist das der Ausdruck einer guten zwischenmenschlichen Beziehung. Vielleicht kann die Trauer einem Gefühl der Dankbarkeit Platz machen: einer Dankbarkeit dafür, dass unser Leben durch eine solche Beziehung beschenkt war.

Die größte Trennung schließlich ist unser eigenes Sterben. Wir wissen, dass wir in eine Ordnung eingebunden sind, in der es gut ist, dass ein Leben nicht ewig dauert, sondern vergeht und so Platz für Neues macht. Aber, und das drückt der oben zitierte Vers Jesu aus, wir sind dann nicht auf uns alleine gestellt oder verlassen. Der Gott, der uns in unserem Leben ein Gegenüber ist, ist es auch im Sterben und im Tod. Wir müssen nicht wissen, wie diesbezüglich die genauen Zusammenhänge sind; wenn wir das Vertrauen haben, dass wir durch Gott ins Leben kommen und auch zu ihm sterben, dürfen wir uns geborgen fühlen.

Karin Klingbeil

Eine Religion muss sich weiterentwickeln

100 Jahre Bahá'í-Religion in Deutschland

Tempelgesellschaft und Bahá'í-Religion sind fast gleich alt, haben aber unterschiedliche Ursprungsgründe gehabt und sind an weit voneinander entfernt liegenden Orten entstanden. In der Anfangszeit ihrer Entwicklung haben sich ihre Wege allerdings kurzzeitig berührt, und zwar, als sich der Religionsstifter Bahá'u'lláh nach schlimmen Verfolgungen in Persien mit seinen Anhängern in der palästinensischen Hafenstadt Haifa niederließ, wo die Templer gerade ihre erste christliche Siedlung gegründet hatten. Einige unserer älteren Mitglieder aus Haifa erinnern sich sicher noch, wie Bahá'u'lláhs Sohn und Nachfolger Abdu'l-Bahá oftmals mit einem großen Gefolge von seinem Zentrum am Karmelberg durch die Koloniestraße der Deutschen zum Meeresstrand schritt und dabei seine Schüler lehrte.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war das Verbreitungsgebiet der Bahá'í-Lehre auf den Vorderen Orient begrenzt. Im Jahr 1905 kam es in Deutschland zur Gründung einer ersten Bahá'í-Gemeinde, und zwar in Stuttgart. Es war die Initiative des Zahnarztes Edwin Fischer, der aus den USA in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt war. Danach bildeten sich Schritt für Schritt Bahá'í-Gemeinschaften auch in anderen Orten in Deutschland, und natürlich auch in anderen Ländern (heute ist diese Religion in insgesamt 230 Staaten der Erde vertreten). Einen besonderen Auftrieb erhielt die Stuttgarter Gemeinde 1913, als der Religionsführer Abdu'l-Bahá von Haifa zu einem Besuch nach Stuttgart kam und hier seine Lehre verdeutlichte. 1937 musste die Bahá'í-Arbeit für mehrere Jahre unterbrochen werden, als die Religionsgemeinschaft von der deutschen Reichsregierung verboten wurde.

Des bahnbrechenden Zusammenschlusses Bahá'í-Interessierter im Jahr 1905 wurde vor kurzem auf dem Stuttgarter Killesberg in einer von über tausend Teilnehmern besuchten 100-Jahr-Feier gewürdigt. Vom Weltleitungsgremium in Haifa, dem »Universalen Haus der Gerechtigkeit«, richtete der gut deutsch sprechende Ian Semple Grußworte an die Versammelten. Er rief zu Toleranz unter den Religionen auf und wies auf das grundlegende Anliegen der Bahá'í hin, für Frieden und Einigkeit unter den Menschen der Erde einzutreten (ein bekanntes Zitat des Religionsgründers lautet: »Die Erde ist nur *ein* Land, und alle Menschen sind seine Bürger«).

Auch in der Gegenwart haben Templer- und Bahá'í-Wege einander berührt. Angestoßen durch den jungen Bahá'í Michael Gollmer ist es schon mehrmals zu Begegnungen zwischen uns gekommen. Schon sein Urgroßvater war zum Bahá'í-Glauben übergetreten und hatte dort seine geistige Heimat gefunden. An seiner Religion schätzt Michael Gollmer die große Freiheit, die sie ihm lässt. »Die Bahá'í glauben daran, dass sich eine Religion weiterentwickeln muss«. Sein

Interesse auch an anderen Religionen erklärt sich daraus, dass nach Bahá'í-Auffassung alle Religionen aus derselben Quelle gespeist werden. Das ist auch der Grund dafür, dass die Stuttgarter Bahá'í-Gruppe jedes Jahr im Januar einen »Weltreligionstag« veranstaltet, an dem Vertreter verschiedener Religionen teilnehmen und miteinander Fragen des Glaubens erörtern. Die Templer waren in den 50er und 60er Jahren mehrmals an diesen Weltreligionstagen beteiligt (es gibt in der »Warte« jener Jahre die Wiedergabe von Ansprachen, die unser damaliger Gebietsleiter Jon Hoffmann bei solchen Veranstaltungen gehalten hat).

Aber es ist nicht nur das gemeinsame Ziel der Verständigung unter den Religionen, die uns auf Bahá'í-Angehörige zugehen lässt, es sind auch manche ihrer Glaubensinhalte, die unserer Auffassung sehr nahe kommen, so z.B. das Menschenbild, das die Bahá'í-Lehre verkündet und das in einem Ausspruch Bahá'u'lláhs bildhaft zum Ausdruck kommt: »Betrachte den Menschen als ein Bergwerk, reich an Edelsteinen von unschätzbarem Wert. Nur die Erziehung kann bewirken, dass es seine Schätze enthüllt und die Menschheit daraus Nutzen zu ziehen vermag.«

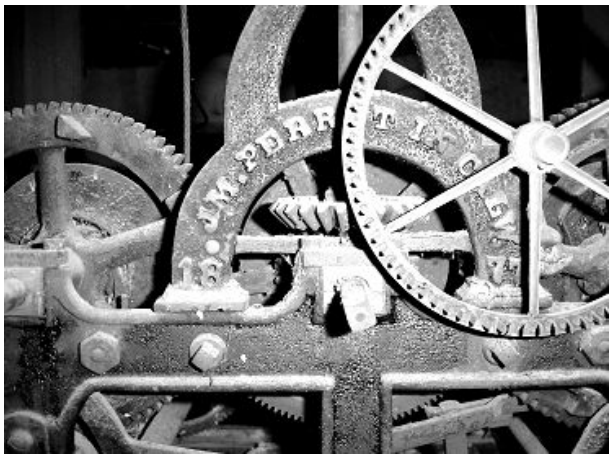
Wir wünschen der Bahá'í-Gemeinschaft in Deutschland, und speziell der Gruppe in Stuttgart, auch in Zukunft eine weithin beachtete Wirksamkeit.

Peter Lange

KLEINE GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

Die alte Gemeindehaus-Uhr von Sarona

»Wieder ein altes Templer-Fundstück entdeckt!« - hieß es vor kurzem bei unseren Freunden von der Templer-Heritage-Gruppe in Australien. Ihre Kontaktperson in Israel hatte ihnen nämlich mitgeteilt, dass im Zuge der Verschiebeaktion einiger alter Gebäude der ehemaligen Tempelsiedlung Sarona bei Tel-Aviv im Dachstuhl des alten Gemeindehauses eine alte Turmuhr entdeckt worden sei.



Fotografien des Uhrwerks zeigten, dass es sich um ein Produkt des Schwarzwälder Spezialherstellers von Turmuhren Immanuel Perrot handelt, das 1877 im württembergischen Nagoldstädtchen Calw konstruiert worden war. Die Gründer von Sarona hatten

diese Uhr schon kurz nach der Errichtung ihres Gemeindehauses (1872 durch Johann Martin Wennagel) bestellt und in ihr Bauwerk installieren lassen. In einer Zeit, in der es erst wenige Uhren in Privatbesitz gab, wurde so die Zeitgebung für die Gemeinde gesichert.

Die mit der Verschiebung und Wiederinstandsetzung des alten Gemeindehauses betrauten israelischen Architekten und Denkmalschützer zeigten sich hocherfreut über diesen historischen Fund. Sie teilten mit, dass die Uhr als Museumsstück wieder gangbar gemacht und öffentlich gezeigt werden würde.

Allerdings muss dafür Staub und Rost vieler Jahrzehnte von der Uhr entfernt und das eine oder andere beschädigte Einzelteil ausgetauscht werden. Horst Blaich von der Heritage-Gruppe hat dazu wertvolle Hinweise gegeben. Er hat herausgefunden, dass es die »Turmuhrenfabrik I. Perrot« in Calw immer noch gibt, und hat dem renommierten Unternehmen zusammen mit seiner Ehefrau Irene bei seinem diesjährigen Deutschland-Aufenthalt auch einen persönlichen Besuch abgestattet.

Der heutige Firmenchef Christoph Perrot, ein Urenkel des Firmengründers (Perrot begann schon 1860 mit der Produktion von Spezialuhren »für Schul- und Rathäuser, Fabriken, Kasernen und Bahnhöfe«), freute sich riesig, von dem historischen Uhrenfund zu hören. Nach seiner Einschätzung dürfte die Gemeindehaus-Uhr von Sarona die älteste noch erhaltene Perrot-Uhr sein. Leider sind durch Kriegseinwirkung keine alten Bücher und Dokumente mehr über den Verkauf dieser Uhr nach Sarona vorhanden.

Original-Dokument aus der Gründerzeit der Firma PERROT. Entnommen dem Firmenarchiv.

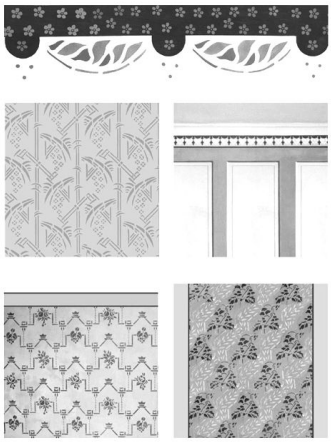
Das Ehepaar Blaich wurde eingeladen, die heutige moderne Uhrenfertigung in Calw zu besichtigen. Sie hatten auch Gelegenheit, die »Hermann-Hesse-Turmuhr« in Augenschein zu nehmen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit der Sarona-Uhr aufweist und 1894/95 unter Mitwirkung des berühmt gewordenen Calwer Schriftstellers Hermann Hesse gebaut worden war. Es gibt noch einen Original-Empfehlungsbrief der Firma Perrot, in dem attestiert wird, dass Hermann Hesse 1894/95 insgesamt 16 Mo-

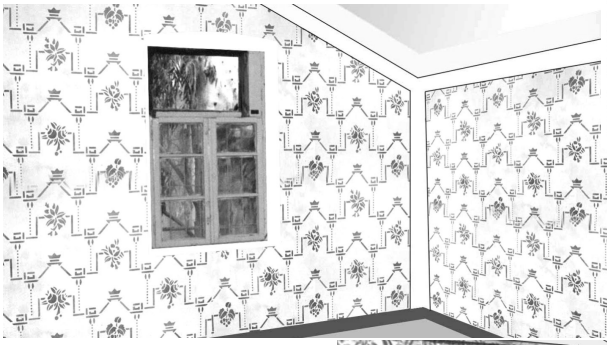
nate in der Uhrenfertigung beschäftigt gewesen ist.

Irene Blaich hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass die »Süddeutsche Warte« schon in ihrer Ausgabe Nr. 43 vom 26. August 1869 eine Stellenanzeige von Perrot veröffentlicht hatte: *»Einen jungen Menschen nimmt sogleich in die Lehre auf – Im. Perrot, Mechaniker in Calw«*. So wirft der Fund von Sarona gleichzeitig ein Streiflicht auf die Entwicklung von Gewerbe und Industrie im Königreich Württemberg und auf die Einführung moderner technischer Erzeugnisse in Palästina durch die Templer.
Peter Lange

Wandbemalung in Sarona-Häusern freigelegt

Im Zuge der Denkmalschutz-Maßnahmen an den alten Templer-Häusern von Sarona sind inzwischen ursprüngliche Wandbemalungen freigelegt worden, die beim Bau der Häuser im Schablonen-Verfahren aufgebracht worden waren. Der Experte Shay Farkash befasst sich zur Zeit mit Studien der verschiedenen Dekorations-Muster und wird hierüber eine Dokumentation herausgeben.





Alle Abbildungen:
Shay Farkash
(durch freundliche Übermittlung von Helmut Glenk)

Das alte Gemeindehaus von Sarona (erbaut 1872) wird derzeit wegen einer Straßenerweiterung an einen neuen Platz »verschoben«. Es soll nach erfolgter Restaurierung als Informationszentrum für die Geschichte der Tempelsiedlung dienen.

DIE BIBEL IN DER ALLTAGSSPRACHE

Der Landesvater

Auch bibelbewanderte Zeitgenossen werden hinter dem Begriff des »Landesvaters« wohl keinen biblischen Ursprung vermuten. Viel eher würde man wahrscheinlich auf eine Wortschöpfung aus der Zeit tippen, als der württembergische König durch seine Schlossanlagen zu schreiten und seine Untertanen »väterlich« zu grüßen pflegte.

Nun kann der Begriff aber doch der großen Schatzkammer der Bibel entnommen werden. Er ist dort zwar tatsächlich in einem staatspolitischen Sinn gebraucht worden, jedoch nicht für einen Monarchen, sondern für dessen Regierungschef. Wir müssen dazu ein paar tausend Jahre in die Vergangenheit zurück gehen bis in die Zeit der Pharaonen, in der sich die bekannte Geschichte des von seinen Brüdern nach Ägypten verkauften Josef abspielte.

Josef war durch seine traumdeuterischen Fähigkeiten an den Hof des Pharao gekommen und hatte sich durch kluge und vorausschauende Beratertätigkeit das Vertrauen des Herrschers erworben. Im Lauf der Jahre stieg er in dessen Gunst immer höher. Obwohl er kein Ägypter, sondern ein Israelit war, wurde ihm zuletzt das höchste Amt im Staate übertragen, das es gab: das des Stellvertreters des Pharao. Die Verleihung dieser Würde wird in 1 Mo 41,41-43 lebendig und bildhaft geschildert:

»Der Pharao sprach zu Josef: Siehe, ich habe dich über ganz Ägyptenland gesetzt. Und er tat seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Josef an seine Hand und kleidete ihn mit kostbarer Leinwand und legte ihm eine goldene Kette um seinen Hals und ließ ihn auf seinem zweiten Wagen fahren und ließ vor ihm her ausrufen: Der ist des *Landes Vater*! Und setzte ihn über ganz Ägyptenland.«

Die Josefserzählung im Alten Testament ist eine wundervolle Veranschaulichung göttlicher Fügung und Führung. Die Familie Jakobs wird durch Josef vor dem drohenden Hungertod bewahrt, aber auch die Ägypter verdanken dem göttlichen Plan, der Josef an die Seite des Pharao bringt, ihr Überleben. Sogar die bösen Absichten der Menschen, ja gerade sie, sind in dem göttlichen Plan mit eingeschlossen, wenn es aus dem Munde Josefs heißt: »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk.«

Die heil- und friedenstiftende Gesinnung Josefs ist das wahre Attribut eines »Landesvaters«, der sich um das Wohl seiner »Landeskinder« sorgt. So gesehen, stellt diese Bezeichnung höchste Ansprüche an ihren Träger, und man sollte den Ministerpräsidenten eines Landes wohl nur dann so nennen, wenn er diesen Ansprüchen auch nachzukommen sucht. Der »Landesvater Josef« kann ihm dabei ein gutes Beispiel sein.

Peter Lange